

HEYNE <

Das Buch

Privatdetektiv Wyatt Hunt wuchs als Waisenkind auf und hat seine Herkunft nie vergessen. Als Inspektor des Kinderschutzprogramms hat er vielen Kindern das Leben gerettet, ehe er von seinem Chef aus dem Job gemobbt wurde. Den darf er jedoch gleich bei seinem ersten Fall als Versicherungsbetrüger entlarven. Seine »Jagdclub«-Detektei in San Francisco ist ein Bündnis aus Freunden und Spezialisten für alle Fälle. Lässige, aber unbarmherzige Bluthunde, die nicht eher ruhen, bis sie die richtige Spur verfolgen.

»Exzellent, ein großer Wurf. Diesen Roman wird man Ihnen aus der Hand reißen.« *Washington Post*

»Lässig, spannend!« *Super Illu*

Der Autor

John Lescroart studierte in Berkeley und lebt heute als freier Schriftsteller in Davis, Kalifornien. Seine Justizthriller sind regelmäßig internationale Bestseller. Sie werden in 16 Sprachen übersetzt und in über 75 Ländern veröffentlicht. Der *New York Times*-Bestsellerautor erscheint allein in Deutschland in einer Gesamtauflage von über zwei Millionen Exemplaren. Im Frühjahr 2007 erschien im Heyne Hardcover *Dünnes Eis*.

Lieferbare Titel

Ehernes Gesetz – Der Deal – Die Rache – Der Schwur

John Lescroart
DAS GESETZ DER JAGD

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Karsten Singelmann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE HUNT CLUB
erschien bei Dutton, New York



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super* liefert
Mochenwangen.

2. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 05/2007

Copyright © 2006 by The Lescroart Corporation

Copyright © 2006 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München unter

Verwendung eines Fotos von © Picture Press,

Graphicstock/David Sokosh

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43246-8

www.heyne.de

Man glaubt immer, sich zu kennen, bis einem Dinge widerfahren, durch die man die Isolierung der Normalität verliert.

Robert Wilson, Tod in Lissabon [München 2002, S. 466]

Das war damals ...

1 (1992)

Von außen schien das große, vierstöckige Wohnhaus an der 22. Avenue, Nähe Balboa im Richmond District von San Francisco, ganz gut in Schuss zu sein, aber ich hatte dergleichen schon einige Male gesehen, wenn ich in Besucherverfällen unterwegs war, und wusste, dass das allein noch nichts zu bedeuten hatte. Dieses Gebäude hatte vermutlich vierzig Wohneinheiten, jede davon ein selbstgenügsames, nach außen abgeschlossenes Universum, bewohnt von Singles, Studenten, alten Leuten, glücklichen und unglücklichen, verheirateten und unverheirateten, schwulen und Heteropaaren, mit und ohne Kinder.

An diesem kalten und trüben Morgen war der Ruf von der Cabrillo-Grundschule gekommen, wo die betreffenden Kinder die sechste beziehungsweise vierte Klasse besuchten. Beide waren die ganze letzte Woche nicht zum Unterricht erschienen, und kein Elternteil hatte sich mit einer Entschuldigung ans Schulbüro gewandt. Als die für Fälle von Schulpflichtverletzung zuständige Beamtin am vergangenen Mittwoch zum ersten Mal bei den Dades angerufen hatte, hatte sie eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen, auf die niemand reagierte. Freitag hatte sie erneut angerufen und diesmal Tammy am Apparat, die Sechstklässlerin, die ihr mitteilte, sie hätten alle die Grippe, das sei alles. Nein, ihre

Mutter sei zu krank und schliefe, sie könne nicht ans Telefon kommen. Tammy meinte, am Montag würde es ihr und ihrem Bruder wahrscheinlich besser gehen und sie würde dann eine Bescheinigung von ihrer Mutter mitbringen oder vom Arzt. Irgendwas jedenfalls. Allerdings erschienen sie am Montag wieder nicht, und die Beamtin hatte dann beim Kinderfürsorgedienst, den Child Protective Services, angerufen, um nachprüfen zu lassen, was da vorgehen mochte. In ihrer Beschwerde notierte sie, dass beide Kinder unterernährt und unzulänglich gekleidet wirkten.

Jetzt war es Dienstagmorgen, kurz vor zehn. Meine Partnerin bei diesem Einsatz – Bettina Keck, meine Lieblingspartnerin bei CPS – und ich, Wyatt Hunt, standen unten vor dem Hauseingang, nachdem wir einige Male vergeblich geklingelt hatten.

»Warum kann ich nicht glauben, dass niemand zu Hause ist?«, fragte Bettina.

Es war eiskalt, und ich hatte absolut keine Lust, dort herumzustehen und zu warten. Ich nahm mir die Reihe der Namensschilder vor, drückte nacheinander jeden einzelnen Klingelknopf. »Ich kann's nicht ab, wenn sie uns zu so was zwingen. Falls sich jemand meldet, übernimmst du dann das Reden?«

»Warum ich?«

»Weil du klüger bist? Nee, warte mal, das kann's nicht sein.«

»Witziger bin ich auch«, sagte sie. Und wie aufs Stichwort schnarrte es jetzt aus dem Lautsprecher heraus, es war die Stimme einer älteren Frau. »Wer ist da?«

Bettina rückte an die Anlage heran. »Botendienst.«

»Siehste?«, sagte ich. »Einfach brilliant.«

Bettina gab mir zu verstehen, ich solle die Klappe halten, und wir hörten: »Ich habe nichts bestellt.«

»Welches Appartement sind Sie?«

»Nummer acht.«

Mein Finger lenkte Bettinas Blick auf das zugehörige Namensschild. Sie kam nicht eine Sekunde ins Stocken.

»Sind Sie Mrs Craft?«

»Jawohl.«

»Tja, Sie müssten die Lieferung abzeichnen.«

»Was ist es denn?«

»Also, im Moment, Ma'am, ist es ein braunes Paket. Wenn Sie es nicht haben wollen, lass ich's einfach zurückschicken.«

»Wohin?«

»Warten Sie mal. Sieht aus wie ein Juweliergeschäft. Vielleicht haben Sie irgendwas gewonnen.«

Pause. Dann: »Ach, na gut.«

Das Summen ertönte, und wir konnten eintreten.

»Vielleicht bist du bei solchen Sachen tatsächlich besser«, sagte ich, indem ich meiner Partnerin die Tür aufhielt.

»Was heißt hier vielleicht?« Sie lächelte mir zu. »Das ist der beste Teil des Jobs.«

Wir traten durch eine Tür gleich hinter dem Eingang und stiegen über die Treppe bis in den zweiten Stock. Die Wohnung der Dades war die Nummer 22, nach links den Korridor hinunter. Wir standen eine Weile vor der Tür und lauschten dem Fernseher, der von drinnen zu hören war. Als Bettina nickte, klopfte ich. Sofort wurde das Fernsehergeräusch leiser. Ich klopfte noch mal. Und noch einmal. »Derjenige, der eben den Fernseher runtergedreht hat«, sagte ich mit lauter und gebieterischer Stimme, »möchte bitte die Tür aufmachen.«

Schließlich erklang die Stimme eines Mädchens, dünn und ängstlich. »Wer ist da?«

»Kinderfürsorge«, sagte Bettina sanft. »Mach bitte auf.«

»Das darf ich nicht.«

»Was du nicht darfst, ist *nicht* aufmachen, mein Schatz.

Bist du Tammy?«

Nach einigem Zögern fragte die Stimme: »Woher wissen Sie das?«

»Deine Schule hat uns angerufen, damit wir nach dir sehen. Die machen sich Sorgen um dich und deinen Bruder. Ihr habt schon viele Tage gefehlt.«

»Wir waren krank.«

»Das haben sie uns erzählt.«

»Wir wollen uns nur überzeugen, dass es euch gut geht«, warf ich ein.

»Wir stecken vielleicht immer noch an.«

»Das Risiko nehmen wir in Kauf, Tammy«, sagte Bettina.

»Wir dürfen nicht weggehen, bevor wir euch gesehen haben.«

»Wenn ihr uns nicht reinlasst«, fügte ich hinzu, »müssen wir die Polizei holen. Das wollt ihr doch nicht, oder?«

»Sie brauchen die Polizei nicht zu rufen«, sagte Tammy.

»Wir haben nichts getan.«

»Das hat auch niemand behauptet, Kleines«, sagte Bettina, die das Gespräch mühelos wieder übernahm. »Wir wollen nur sichergehen, dass alles in Ordnung ist bei euch. Ist dein Bruder auch da?«

»Dem geht's gut. Nur dass er noch krank ist.«

»Was ist mit deiner Mama? Ist sie zu Hause? Oder dein Papa?«

»Wir haben keinen Papa.«

»Okay, also deine Mutter.«

»Die schläft. Sie fühlt sich auch nicht so gut. Sie hat Grippe, genau wie wir.«

»Tammy.« Ich versuchte, mir die wachsende Besorgnis nicht anmerken zu lassen. »Wir müssen jetzt unbedingt reinkommen. Mach bitte die Tür auf.«

Einige Sekunden vergingen, dann hörten wir, wie das Schloss sich öffnete, und sie stand vor uns. Erstaunlich gefasst und durchaus anständig gekleidet, dachte ich sofort, für ein Mädchen, das offensichtlich dabei war, zu verhungern.

Bettina ließ sich auf ein Knie nieder. Ich hörte sie fragen: »Tammy, Kleines, hast du irgendwas zu essen gehabt in letzter Zeit?«, während ich die Tür öffnete, hinter ihnen vorbeiging und gerade noch die Antwort des Mädchens aufschnappte: »Etwas Brot.«

Im Wohnzimmer saß ein ausgezehrter kleiner Junge unter einem Haufen von Decken vor dem Fernseher und starrte mit leerem Blick auf den stummen Bildschirm. »He, Kumpel«, sagte ich sanft. »Bist du Mickey?«

Der Junge sah zu mir hin und nickte.

»Wie geht's dir?«

»Ganz gut«, sagte er mit Lamettastimme. »Ich hab nur ein bisschen Hunger.«

»Na, dann besorgen wir dir doch gleich mal was zu essen. Was hältst du davon?«

»Ist gut. Wenn Sie wollen.«

»Ja. Das will ich ganz bestimmt. Wo ist deine Mutter, Mickey?«

Bettina, die gerade mit Tammy an der Hand ins Zimmer kam, hörte die Frage. »Sie ist in ihrem Schlafzimmer«, sagte Bettina. »Vielleicht sollte ich hier ein bisschen bei den Kindern bleiben, und du siehst nach, wie es ihr geht?«

»Bin schon dabei«, sagte ich.

Mrs Dade lag tatsächlich in ihrem Bett und schlief. Allerdings handelte es sich nicht um die Art von Schlaf, aus der man wieder aufwacht.

Die Autopsie ergab später, dass sie an einer Überdosis Heroin, wahrscheinlich von der schwarzen Sorte, gestorben war, wahrscheinlich am dritten oder vierten Tag, an dem die Kinder in der Schule gefehlt hatten. Während wir auf den überflüssigen Krankenwagen warteten, berichtete uns Tammy, dass ihre Mutter ihren Job beim Safeway vor ein paar Wochen verloren hätte, wegen ihres Drogenproblems, das aber eigentlich eine Krankheit sei, für die sie nichts könne. Tammy und Mickey hatte sie erzählt, sie wisse, dass sie keine Drogen nehmen sollte, die seien schädlich, und sie wolle auch versuchen, damit aufzuhören, aber es sei schwer, sehr, sehr schwer. Die Hauptsache sei aber, dass sie niemals jemandem davon erzählen dürften, denn wenn die Polizei es herausfände, dann würden sie kommen und entweder die Mama mitnehmen oder ihr sie, die Kinder, wegnehmen.

Tammy hatte in der Schule an Veranstaltungen der Behörde für Jugend-Drogenberatung teilgenommen, und daher wusste sie, dass ihre Mutter die Wahrheit sagte. Alle waren sich darüber einig, dass man nicht mit Leuten zusammenleben sollte, die Drogen nahmen.

Deswegen hatte Tammy niemandem etwas davon erzählt.

Und dies war auch nicht das erste Mal gewesen mit ihrer Mama. Es kam öfter vor, dass diese für mehrere Tage in ihrem Schlafzimmer verschwand. Diesmal dauerte es nur länger als sonst. Tammy mochte nicht nachsehen, weil ihre Mama manchmal ordentlich wütend wurde, wenn man in ihr Zimmer kam. Sie wollte nicht, dass ihre Kinder es sahen, wenn sie Drogen nahm. Sie schämte sich. Ein oder zwei Tage noch, dachte Tammy, dann würde ihre Mama

wahrscheinlich wieder aus ihrem Zimmer herauskommen, oder sie, Tammy, würde, wenn das Essen wirklich völlig alle war, doch mal nachgucken, und dann würden sie wieder zur Schule gehen, und Mama würde einkaufen gehen und ihnen etwas zu essen holen. In der Zwischenzeit ernährte Tammy sich und ihren Bruder halt von dem, was die Küche noch hergab. Sie teilte es so ein, dass es nicht ausging. Sie musste auch ihren Bruder beschützen, ebenso wie ihre Mutter.

Ich ging in die Küche und sah mich um. Sie hatten noch drei Scheiben schimmeliges Weißbrot, ein paar Reiscracker und ungefähr einen Löffel voll Erdnussbutter übrig.

2 (1996)

Ich machte den Job bei Child Protective Services seit fünf Jahren und hatte immer noch kein eigenes Büro. Eigentlich wollte und brauchte ich auch keins. Schließlich bestand meine Arbeit zu fünfundsiebzig bis achtzig Prozent aus Außendienst. Den Rest der Zeit verbrachte ich damit, Berichte über meine Aktivitäten zu schreiben. Es waren die leitenden Verwaltungsbeamten, die die Büros besetzten, und von mir aus konnten sie die auch gern haben. Den Verwaltungsbeamten ging es darum, Fälle abzuschließen, es ging ihnen um Zahlen und darum, festen Verfahrensweisen zu folgen. Mir ging es darum, Kindern das Leben zu retten. Es waren zwei tendenziell unterschiedliche Ansätze.

Ich traf jeden Morgen, nachdem ich mich durch die Obdachlosen gekämpft hatte, die die umliegenden Straßen bevölkerten, gegen acht Uhr im Gebäude an der Otis Ave-

nue ein, erkundigte mich zunächst, ob irgendwelche echten Notrufe vorlagen, und machte mich dann meist an die mir zugewiesenen »normalen« Fälle. Jeder einzelne von diesen war in gewisser Weise ein Notfall, wenn auch von den Schreibtischhengsten allzu oft nicht als solcher eingestuft.

Um zum Notfall erklärt zu werden und damit sofort die Aufmerksamkeit eines oder mehrerer Betreuer zu verdienen, musste die häusliche Situation eines Kindes als unmittelbar lebensbedrohend definiert werden. Wenn also zum Beispiel eine Frau ihr Dreijähriges an den Füßen aus einem Fenster im sechsten Stock baumeln ließ, dann war das ein Notfall. Die alltäglichen Probleme galten als weniger schwerwiegend; zu ihnen zählten chronische Unterernährung, der Verdacht körperlicher Misshandlung oder ein durch Drogen oder aus sonstigen Gründe psychisch gestörter Elternteil. Oder auch ein Onkel, der im Verdacht stand, intime Beziehungen zu seiner achtjährigen Nichte zu unterhalten.

Mein so genannter Routineauftrag an diesem Morgen kam aus Holly Park, einem Sozialwohnblock ganz im Süden der Stadt. Es gab dort mehrere miteinander in Konflikt liegende Straßengänge, was zusammen mit der zermürenden Armut, der drückenden Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit und dem astronomischen Anteil der Bevölkerung, der Drogen entweder konsumierte oder damit handelte, dazu führte, dass diese Gegend die höchste Mordrate nach Hunter's Point aufwies. Und außerdem ziemlich konkurrenzlos bei den meisten anderen Verbrechen – gewalttätiger oder anderer Natur – dastand.

Nebel, Regen, Hitze oder Kälte machen mir nicht viel aus, aber den Wind kann ich nicht ausstehen, und heute, an einem Dienstag Anfang April, wehte er heftig. Darauf

bedacht, meinen eh schon ramponierten Lumina vor dem in Holly Park wütenden Wandalismus möglichst zu bewahren, parkte ich ihn drei Blocks östlich der Wohnsiedlung. Als ich die Autotür öffnete, schlug mir eine eisige Bö entgegen, gegen die mein Parka ungefähr so viel ausrichten konnte wie ein Kettenhemd. Es war ein heller, sonniger Tag, aber der Wind war unnachgiebig und bitter-, bitterkalt.

Die Hände tief in meine Jackentaschen gestopft, steuerte ich die Adresse an, die ich mir gemerkt hatte, und startete von der anderen Straßenseite aus auf das schwer gezeichnete Ödland, das ich nunmehr betreten sollte. Ich wusste, dass dies vor fünfzig Jahren noch eine Art Bilderbuchsiedlung gewesen war – die im Kasernenstil angelegten Wohneinheiten frisch gestrichen, umgeben von Rasenflächen, gepflegten Gärten, sogar Bäumen. Die Bewohner wurden damals mit Geldbußen belegt, wenn sie ihren Rasen nicht mähten und ihre Veranden und Balkone mit Müll oder aufgehängter Wäsche verschandelten. Jetzt gab es keinen einzigen Baum mehr, keine Andeutung eines Gartens, kaum noch einen Fetzen Grün. Von meinem Standort aus konnte ich ein hundertfaches Glitzern in dem festgetretenen braunen Boden um das Gebäude herum ausmachen – ich war schon oft hier gewesen und wusste, dass es sich um die Überreste unzähliger weggeworfener Flaschen handelte; Bier, Wein, Schnaps: alles an Alkohol, was in Glasbehälter gefüllt wurde. Diese Arena war kein Kampfplatz für Pepsi und Coca-Cola.

Am beunruhigendsten war vielleicht, dass ich keine Menschen sah. Sicher, bei dem kalten Wind würde niemand herauskommen, um sich in der Sonne zu aalen, aber irgendwie hatte ich doch damit gerechnet, dass mal jemand zwischen den Gebäuden auftauchen würde, irgendeine Frau, die Wä-

sche aufhängte, irgendjemand, der egal was machte. Aber die ganze Gegend schien vollkommen verlassen.

Ich fragte mich, ob ich nicht noch ein paar Minuten im Büro hätte warten und mich für diesen Auftrag mit einem Partner hätte zusammentun sollen. Vielleicht mit einem von den relativ neu Angeworbenen, einem, der noch ein bisschen Feuer im Hintern hatte. Doch bei uns im Büro jemanden zu finden, auf den ich mich verlassen konnte, mit dem ich längere Zeit zusammen sein mochte, das war fast unmöglich geworden.

Das Büro nämlich war in den vergangenen Jahren gleichermaßen von einem Krebsgeschwür befallen worden. Diese Entwicklung fiel zusammen mit der Ernennung und dem Dienstantritt des Stellvertretenden Direktors Wilson Mayhew. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass die meisten Mitarbeiter der Abteilung sich an Mayhew ein Beispiel nahmen, seien es die Führungskräfte mit ihren Haarspaltereien und Machtspielchen, seien es meine Bereitschaftskollegen, die ihre ganze Erfahrung dazu nutzten, Notrufen auszuweichen, sofern sie sich überhaupt die Mühe machten, zum Dienst zu erscheinen. Immerhin waren wir alle Angestellte der Bezirksregierung, von der Gewerkschaft geschützt und vor Disziplinarmaßnahmen weitgehend sicher. Ohne einen Abteilungsleiter, der sie motivierte, waren diejenigen Betreuer, die sich für ihre Arbeit und für die Kinder engagierten, nach ein paar Jahren oft ausgebrannt. Inzwischen war es so, dass die meisten nur noch dabliefen, weil ihnen eh alles egal war – und sie sich mit angesammeltem Urlaub, Krankheitstagen und den hundert kreativen Möglichkeiten des Schummelns mit den Stechkarten einigermaßen durchhangeln konnten. Ein volles Drittel der Sozialarbeiter leistete keine wirkliche Arbeit

mehr. Einige erschienen nicht einmal im Büro, aber das schien weder Mayhew etwas auszumachen noch den niederen Dienstgraden, denen so immerhin die Unannehmlichkeit erspart blieb, sich mit diesen Leuten auseinander setzen zu müssen.

Zwar gehörte Bettina noch zur Truppe, aber im Gefolge ihrer Scheidung hatte sie eigene gewichtige Angelegenheiten im Kopf, und daher zog ich es nunmehr vor, allein zu arbeiten.

Nun denn, es sprach nichts dagegen, loszulegen. Ich war jetzt hier. Und Keeshiana Jefferson brauchte jetzt Hilfe. Ich musste hineingehen und abschätzen, wie ernst die Lage war. Ich setzte einen Fuß auf die Straße.

»He.«

Ich drehte mich um und wich, ungläubig angesichts eines anderen Weißen in dieser Gegend, einen Schritt zurück. Und dann, als die Gesichtszüge sich zu etwas erst vage, bald aber entschieden Vertrautem verfestigten, sagte ich: »Dev? Devin Juhle?« Juhle und ich hatten an der Highschool zusammen Baseball gespielt, er als Shortstop, ich als Mann an der Second Base. Bevor das College uns auseinander brachte, war er mein wohl bester Freund gewesen.

Der andere Mann legte ein ungezwungenes, wenn auch etwas verblüfftes Lächeln auf, doch dann hatte es auch bei ihm Klick gemacht. »Wyatt? Was machst du denn hier?«

»Arbeiten«, sagte ich und griff mehr oder weniger automatisch nach meiner Briefftasche, meinem Ausweis. »Ich bin bei CPS. Kinderfürsorge.«

»Ich weiß, was CPS ist. Ich bin ein Cop.«

»Erzähl keinen Scheiß.«

»Tu ich nicht.«

»Du bist gar nicht wie ein Cop gekleidet.«

»Ich bin Inspektor. Wir tragen keine Uniform. Ich arbeite bei der Mordkommission.«

Ich warf einen raschen Blick über die Straße. »Das heißt also, ich bin zu spät gekommen?«

»Wofür?«

»Keeshiana Jefferson.«

»Kenn ich nicht.«

Eine Woge der Erleichterung überspülte mich. Wenigstens war Keeshiana nicht das Opfer in dem Mordfall, den Dev untersuchte. Vielleicht kam ich doch noch rechtzeitig. »Tja, Mensch«, sagte ich, »schön, dich mal wiederzusehen, aber ich hab da drinnen zu tun.«

Juhle legte eine Hand auf meinen Arm. »Du willst doch nicht alleine da reingehen?«

»Sicher.« Da ich Juhles Besorgnis registrierte, fügte ich hinzu: »Keine Angst, Dev. So was mach ich jeden Tag.«

»Hier?«

»Hier, dort – überall.«

»Und tust dann was?«

»Hauptsächlich reden mit den Leuten. Manchmal hol ich das eine oder andere Kind da raus.«

Juhle ließ einen beunruhigten Blick über die Siedung schweifen, landete wieder bei mir. »Bist du ausgerüstet?«

»Du meinst, ob ich 'ne Kanone dabei hab?« Ich gluckste und hielt meinen Parka weit auf. »Nur Kekse und Chips, falls jemand Hunger hat. Ich muss jetzt echt los.«

»Wie ist die genaue Adresse?«, fragte Juhle. »Ich treib mich hier sowieso noch mit meinem Partner herum, wir suchen nach Zeugen. Ich werd in der Nähe bleiben.«

»Ist nicht nötig«, sagte ich, »trotzdem danke fürs Angebot. Aber ganz im Ernst, wir sehen uns später. Ich muss jetzt los und nach dem Rechten sehen.«

Die Holztür des Wohngebäudes schloss sich hinter mir, und es wurde dunkel, stockfinster geradezu. Jemand hatte die langen Glasfenster zu beiden Seiten der Tür übermalt. Ich gab meinen Augen ein paar Sekunden Zeit, sich an die Verhältnisse zu gewöhnen, dann probierte ich den Lichtschalter, den ich entdeckt hatte. Er funktionierte nicht.

Es stank im Flur, das vertraute Geruchstrio aus Schimmel, Urin und Tier. Daneben bemerkte ich eine Beimischung von Gras und Tabak, die sich aber gegen die durchdringenderen Duftnoten nicht durchsetzen konnte. Ich hörte den draußen zwischen den Gebäuden umherfegenden Wind und beschloss, noch mal umzukehren und die Tür ein wenig zu öffnen, um etwas Licht einfallen zu lassen. Gleich neben der Tür, in einem Schutthaufen an der Hauswand, entdeckte ich einen Stein, der meinen Zwecken dienen würde. Ich schnappte ihn mir und klemmte ihn in der Tür ein, wodurch ein offener Spalt von gut zehn Zentimetern entstand.

Die Jeffersons wohnten in Nummer 3, der hinteren Wohnung auf der linken Seite. Ich lauschte an der Tür und hörte nur das vertraute Dröhnen eines Fernsehapparats, aber es war schwer zu bestimmen, ob es aus dieser Wohnung oder einer anderen kam. Ich klopfte, erhielt keine Antwort, klopfte noch einmal. »Mrs Jefferson?«

Schließlich schlurfende Schritte, dann eine Frauenstimme von drinnen. »Wer ist da?«

Ich hatte selbst auch ein paar Tricks drauf. Wenn man manchen Leuten gegenüber das Wort Kinderfürsorge ausspricht, kann man ewig drauf warten, dass die Tür aufgeht. Wenn man aber Amt für Soziales sagt, wovon CPS ja eine Unterabteilung ist, denken sie oft, es hätte etwas mit ihrer

Sozialhilfe zu tun, und dann heißt es »Sesam öffne dich«. Mrs Jefferson machte die Tür einen Spaltbreit auf, ließ aber die Kette vor. »Was wollen Sie?«

»Ich würde gern kurz mit Ihnen sprechen, wenn es geht.«

»Das tun Sie ja schon.«

»Wir haben einen Anruf wegen Keeshiana bekommen. Geht es ihr gut?«

»Wer hat angerufen?«

»Ihre Mutter.« Gott sei Dank, dachte ich. Eigentlich hätte es die Schule des Mädchens tun sollen, aber die waren noch nicht dazu gekommen, als ich mich meinerseits bei ihnen gemeldet hatte, um mir die Fehlzeiten bestätigen zu lassen. Zum Glück war die Großmutter gestern auf Besuch da gewesen und hatte hinterher CPS angerufen. »Sie macht sich Sorgen um Sie beide.« Ich verlagerte mein Gewicht auf den anderen Fuß, bemühte mich um eine entspannte Körpersprache.

»Gibt keinen Grund zur Sorge. Ich pass schon auf mein Kleines auf.«

»Das glaube ich ohne weiteres, Mrs Jefferson, aber wenn die Mutter von jemandem anruft und sagt, sie mache sich Sorgen, dann ist es mein Job, hinzufahren und zu gucken, ob alles in Ordnung ist.« Ich zog den Parka fester um mich. »Wenn ich nur mal eben reinkommen und ein oder zwei Minuten mit Ihnen beiden sprechen könnte, danach verschwinde ich dann auch gleich wieder.«

Zu meiner Rechten sprang die Tür am entgegengesetzten Ende des Flurs mit lautem Knall weit auf, und eine Gruppe von drei Männern kam herein, mit einem wüsten Wortschwall und den üblichen Posen. Alle drei waren in mehrere Schichten von Jacken gehüllt, alle drei zogen beim Gehen eine große Schau ab. Meine Hoden zogen sich in meinen



John Lescroart

Das Gesetz der Jagd

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43246-8

Heyne

Erscheinungstermin: April 2007

Die Jagdsaison ist eröffnet

Privatdetektiv Wyatt Hunt wuchs als Waisenkind auf und hat seine Herkunft nie vergessen. Als Inspektor des Kinderschutzprogramms hat er vielen Kindern das Leben gerettet, ehe er von seinem Chef aus dem Job gemobbt wurde. Da trifft es sich gut, dass er gleich bei seinem ersten Fall den ehemaligen Chef als Versicherungsbetrüger entlarven darf. Seine „Jagdclub“-Detektei ist ein Bündnis aus bestens vernetzten Freunden, Spezialisten für alle Fälle. Lässige, aber unbarmherzige Bluthunde. So glaubt sich Wyatt in seinem Hauptquartier, einer Mischung aus Sporthalle und Musikstudio, bestens gerüstet gegen San Franciscos Unterwelt. Doch dann werden ein bekannter Richter und seine Geliebte Opfer eines spektakulären Doppelmords, und ausgerechnet Wyatts Freundin verschwindet als Hauptverdächtige spurlos. Der Jagdclub schwärmt aus.

Mit seinem neuen Thriller „Das Gesetz der Jagd“ legt der „New York Times“-Bestsellerautor die Messlatte hoch und schafft mit Wyatt Hunt einen Helden, der glaubt, dass es Spielregeln gibt, damit andere sie einhalten. Seine Detektei nennt er „Jagdclub“, und seine Freunde möchte niemand als Feinde haben. Hochspannend, realistisch und lässig.